



Bodo Uibel

## „Ich fragte meine Väter“

**Band III:  
Der Weg zur Gewissheit**

BLOCK

## Kapitel IV.23

### Führer und Durchführer

In einer Diktatur gibt es – wie man weiß – einen Führer und unendlich viele Durchführer. Der Führer denkt vor – soweit er dazu fähig ist – und schon wird Gesetz, was er gesetzt hat. Und selbst wenn er nicht zu hinreichendem Denken fähig ist, wird auch aus dem größten ersonnenen Unsinn noch ein eherner Grundsatz.

Zur Tarnung seiner Alleinherrschaft hat sich der Führer ein großes „Büro“ der obersten Durchführer zusammengestellt. Dort hinein kommt nicht jeder – und vor allen Dingen nicht die Fähigsten. Dort hinein kommen die Zuverlässigsten – und die müssen häufig ihre Zuverlässigkeit durch lange Wartezeiten als „Kandidaten des Büros“ beweisen. Wer es nun geschafft hat, in der Nähe des Führers zu nisten und an seinem großen Beratungstisch sitzen zu dürfen, der darf und soll ihn nun auch beraten. Zwar braucht der Führer keine Beratung. Aber es sieht immer gut aus, wenn ein solches Gremium da ist, mit dem man der Öffentlichkeit die Ballung von Wissen und Tatkraft vorspiegeln kann!

Natürlich haben die obersten Durchführer begriffen, dass sie überflüssig sind. Diese Erkenntnis gehörte ja bereits zu den Voraussetzungen ihrer Aufnahme in das „Büro“. Deshalb diskutieren sie auch nicht allzu freimütig mit. Sie sitzen da, weil das Ganze „Sitzung“ genannt wird und hören den Ausführungen des weisen Führers zu. Natürlich weiß auch der große Vorsitzende das Verhalten seiner Durchführer richtig zu deuten. Deshalb achtet er genau auf die Nuancen der wenigen Diskussionsbeiträge. Denn bereits an der geringsten Abweichung des Gesagten erkennt er seine Gegner – wenn es tatsächlich solche geben sollte. Und die merkt er sich und – stellt sie bei Gelegenheit kalt. Und weil das wiederum die obersten Durchführer wissen, sagen sie nichts bis selten was, heben zum Schluss die Hand zur großen Zustimmung, genießen ihren Status als oberste Durchführer, indem sie die Direktiven des Führers bedeutungsvoll an die Durchführer der mittleren Instanzen weiterreichen, und lassen sich – zufrieden mit ihrer verantwortungsvollen Leistung für das Volk – anschließend in ihre Datschen fahren.

Wenn sie dann eine Zeit lang in diesem Büro gesessen haben, dann lassen sie sich ihre Leistungen natürlich auch satt vergüten. Sie wissen zwar genau, dass sie nichts geleistet haben, aber genau dafür müssen sie mit besonderen Privilegien ausgestattet werden. Wer nichts leistet, der soll sich wenigstens etwas leisten können. Und das nicht nur während ihres aktiven Herumsitzens als Mitglieder des Büros, sondern erst recht, wenn sie verrentet worden sind – wenn sie denn überhaupt je-

mals verrentet werden. Denn die meisten werden gebraucht im Büro, auch wenn sie das achte oder neunte Lebensjahrzehnt längst hinter sich gelassen haben. Aber für alle Fälle haben sie sich die Sonderrenten gesichert – Liebesgaben des Führers für ihre besondere Treue.

Manchmal leitet der Führer seine Direktiven auch noch der Kammer der ausgelesenen Volksvertreter zu. Die stellen erwartungsgemäß auch nichts von dem in Frage, was der große Vorsitzende ihnen vorgelegt hat, heben ihre Hände zur einstimmigen Billigung und fahren nach Hause in ihre Plattenbauwohnung – ebenfalls zufrieden mit ihrem Tun für's Volk.

Sobald nun die mittleren Instanzen wissen, was sie zu tun haben – verstehen müssen sie das, was ihnen aufgetragen worden ist, selbstverständlich nicht –, geben sie den unteren Instanzen genaue Anweisungen, wie sie die großen Entscheidungen des Führers umsetzen müssen, und führen ein wirksames Kontrollsystem ein.

Damit ist alles bestens vorbereitet.

Nunmehr setzen die Durchführer auf den mittleren und unteren Ebenen in die Praxis um, was Gesetz geworden ist. Das machen sie besonders zuverlässig, weil sie dem Führer gefallen wollen und auf seine Gunst hoffen. Und sie wähnen sich stets im Recht, selbst wenn es offensichtliches Unrecht ist, was sie durchführen. Denn Gesetze müssen selbstverständlich eingehalten werden – so denken sie völlig zu Recht –, selbst wenn in ihnen Unrecht kodifiziert worden ist – so glauben sie führerergeben, dies aber zu Unrecht! So war es in allen Diktaturen zu allen Zeiten. Und die Durchführer aller

Zeiten haben sich mit dieser Art der „Rechtgläubigkeit“ bislang immer herausgeredet, sobald ihre Diktatur untergegangen war und sie zur Verantwortung gezogen wurden.

*Diese würdelosen Ausreden kommen in der Regel zumeist recht niedlich und unschuldig daher. Sie klingen wie Aufforderungen an die Entrechteten, doch bitte einzusehen, dass man nichts dafür konnte. Nicht die Peiniger – nein – die Gepeinigten müssten sich entschuldigen! Denn sie hätten doch nicht gegen die Gesetze – und seien sie noch so unmenschlich – „verstoßen“ dürfen. Wofür hätten sich also die Peiniger zu entschuldigen?*

*Und Sühne? Bei Gott! Wir haben doch nichts Unrechtes getan!*

*Eins dieser armseligen Blendwerke des „Ich-Konnte-Ja-Nichts-Dafür“ hat ein ehemaliger Richter, der in der DDR vornehmlich politische Strafprozesse durchgeführt hat, abgebrannt. In einem Interview des „Rundfunk Berlin Brandenburg“ vom August 1990 sang er unter anderem folgendes Unschuldslied:*

*„Wir haben das („die Rechtsbeugung im großen Stil“) ja nicht als Verbrecher getan, sondern wir haben es in der Erwägung getan, dass wir das Richtige wollen. Denn der Wille der Partei ... war eben der maßgebende Wille.“*

*Erstaunlich! Einen eigenen Willen und eigene Erkenntnisse hat man also nicht gehabt! Man gibt also zumindest zu, sich dumm gestellt und blind gehorcht zu*

*haben! Reicht das aber aus, um behaupten zu dürfen, man sei unschuldig?*

*Ein zweites Zitat dieses Richters aus demselben Interview:*

*„Ich habe Gesetze angewandt ... und zwar dem Buchstaben getreu und der mir vorgegebenen Direktive in der Rechtsprechung durch die mir vorgeordneten Behörden. Ich war ja schließlich einer der letzten, kleinsten Richter. Es ist ja nun mal so.“*

*Ekelhaft! Wie weiland Adolf Eichmann: „Ich habe nie einen Juden umgebracht!“*

*Diese – zugegeben – bissige Persiflage soll den Geist ideologisch bestimmter Diktaturen insgesamt illustrieren. Sie soll jedoch speziell im Falle der DDR die Folie bilden, auf der ich versucht habe zu verstehen, was mittels des Verstandes eigentlich nicht zu verstehen ist. Wenn mir also mein Verstand nicht erlaubte, das innerste Wesen des „real existierenden Sozialismus“ und die tieferen Quellen seines Funktionierens hinreichend zu erfassen, dann brauchte ich ein tauglicheres Mittel. Irgendwann war ich schließlich zu der Erkenntnis gelangt, dass das System, in dem ich leben musste, nur mit den Mitteln der Persiflage oder des Sarkasmus, der Parodie oder der Ironie angemessen beschrieben werden kann.*

## Kapitel IV.30

### Der finale Schlag und das Angebot eines Linsengerichts

Etwa Mitte August unterrichtete mich Professor Lehmann davon, dass sich demnächst eine gewisse Frau Dr. F. aus dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen dienstlich an der Universität aufhalten werde. Er sei zu einem Gespräch mit ihr gebeten worden. Ich solle mich zu derselben Zeit in der Fakultät bereithalten. Es gehe um meine Anstellung als Assistent.

„Nun, jetzt wird es ernst!“, war mein erster Gedanke. Der zweite führte zu der verständnislosen Frage, warum die Besetzung einer Assistentenstelle in Berlin entschieden werden muss. Ich hatte in meinem hinsichtlich der Stellenbesetzungen in der DDR noch ungeübten Gemüt bislang geglaubt, das könne die Universitätsleitung im Zusammenwirken mit dem betreffenden Professor und der Fakultät selbst bestimmen. Und der dritte Gedanke war mit dem Stolz eines unerfahrenen Berufsanfängers verbunden und hört sich ungefähr so an: „Wenn gar ein hohes Ministerium über die Anstellung eines Assistenten entscheidet, dann ist derselbe ja nicht

irgendetwas, und Du bist als ein solcher dann offensichtlich auch keine kleine Nummer!“

Ich fand mich zur angegebenen Zeit pünktlich in der Fakultät ein und wartete – zugegeben – mit einem gelinden Herzklopfen auf die Dinge, die da kommen sollten. Da trat der Herr Professor aus seinem Dienstzimmer, sah mich stehen und kam auf mich zu mit den aufmunternden Worten: „Es ist so weit!“ und begab sich forschend Schrittes zu dem angeordneten Gespräch.

Die folgenden circa 15 Minuten empfand ich wie eine kleine Ewigkeit. „Jetzt, dort im Nachbargebäude, entscheidet sich Deine Zukunft!“, dachte ich. Spannung und freudige Erwartung griffen ineinander und vermischten sich zu einem überaus angenehmen Gefühl.

Da stieß mein Herr Professor mit Schwung die Pendeltür zur Fakultät auf, trat ein wenig erregt vor mich hin und sagte: „Herr Mewes, die Frau F. hat mir soeben eröffnet, dass Sie die Stelle nicht bekommen.“

Ich schwieg betroffen. Dann reagierte ich etwas verstört und fragte: „Ist das wahr? Und warum?“

„Es sind nicht ihre Leistungen, die zu der Entscheidung geführt haben. Es ist Ihre politische Haltung!“

„Ja, kennt denn das Ministerium in Berlin meine politische Haltung?“, fragte ich weiter, noch immer ungläubig gegenüber dieser Botschaft.

Darauf Lehmann: „Die wissen alles über Sie! Übrigens: Über mich auch! Frau F. begründete die Entscheidung etwa so: Sie könne über manche jugendlichen Ansichten hinwegsehen. Aber dass Sie zu keiner Wahl

gehen und den Wehrdienst abgelehnt haben, zeige ihr, dass Ihre Gegnerschaft zu unserem Staat grundsätzlicher Art sei. Und dann wörtlich: „Ein solcher Mann ist nicht geeignet, junge Menschen zu allseits gebildeten Bürgern unseres Staates zu erziehen.“

Diese Auskunft musste ich erst einmal verarbeiten. Ich schwieg. Lehmann schwieg. Ich weiß nicht, wie lange wir uns so gegenübergestanden haben. Irgendwann aber beendete er unser beider Schweigen und entledigte sich eines zweiten Auftrages der Dame aus dem Ministerium: „Herr Mewes“, setzte er wieder ein, und ich merkte, dass ihm schwerfiel, was er mir mitteilen musste, „ich habe Ihnen noch etwas von Frau F. auszurichten: ‚Wenn Sie sich in der Lage sähen, in einer überregionalen Zeitung einen Artikel gegen Bischof Dibelius\* mit voller Angabe Ihres Namens und Ihres Studienfaches zu schreiben, dann würde das ein positives Licht auf die ganze Angelegenheit werfen. Der ablehnende Bescheid würde dann revidiert werden‘. Das heißt, Herr Mewes, Sie haben es in der Hand. Sie müssen sich entscheiden, und zwar sofort! Frau F. wartet auf Ihre Antwort.“

„Aha!“, dachte ich, „sie wollen Dich in der Hand haben!“ So viel war mir bei aller Verwirrung des Augenblicks klar. Und sogleich schoss mir der Gedanke durch den Kopf, wie viele Leute die Staatsmacht mit derartigen Abscheulichkeiten wohl schon geködert hatte – das Erstgeburtsrecht gegen ein Linsengericht!\*\*

Ich dachte keine Sekunde weiter nach und gab meinem wartenden Professor die Auskunft: „Herr Pro-

fessor, sagen Sie dieser Dame: ‚Der Mewes lässt sich nicht kaufen!‘“

Lehmann erwiderte: „Danke, Herr Mewes! Ich habe von Ihnen auch nichts anderes erwartet“, machte kehrt und entschwand, meine Botschaft der Mächtigen zu überbringen.

*Damit hatte sich meine akademische Laufbahn erledigt. Nichts von diesem bezeichnenden Verfahren wurde schriftlich niedergelegt – als ob sich das System vor späteren Anklagen durch gezieltes Verschweigen seiner Schweinereien schützen wollte, wissend, dass es Unrecht getan hatte. Und wenn ich diese Frau Dr. F. heute – nach dem Zusammenbruch dieses Systems – fragen würde, warum sie so entschieden hat, wie sie entschieden hat, würde sie entweder antworten, sie könne sich an meinen Fall nicht mehr erinnern oder sie habe nur ihre Pflicht getan, wie es der damaligen Staatspraxis entsprach.*

nannte sich aber fortan „Bischof“, weil er glaubte, den Begriff „Generalsuperintendent“ gegenüber den Alliierten in Berlin nicht verständlich genug erklären zu können. Wie gegenüber dem nationalsozialistischen, so hielt er auch gegenüber dem DDR-Regime mit Kritik nicht zurück. Zu Beginn der Sechziger Jahre (Mauerbau) erreichte seine Grundsatzkritik am DDR-Regime ihren Höhepunkt. Seine These lautete: Die DDR ist ein mit einem ideologischen Ausschließlichkeitsanspruch auftretendes, keinen Widerspruch duldendes, nicht legitimes, totalitäres und atheistisch ausgerichtetes System, dem ein Christ keinen Gehorsam schuldig ist. Er führte diese These bewusst provokatorisch bis in den Bereich des Absurden aus und meinte um der Klarheit willen, dass selbst die Verkehrsregeln eines solchen Staates für Christen irrelevant seien.

Selbstverständlich wusste Dibelius, dass dies im realen Leben nicht praktiziert werden kann. Doch wollte er mit dieser klaren Aussage auch dem letzten Dummkopf der sozialistischen Staatsmacht ins Hirn hämmern, wie ein „freier Christenmensch“ über ein solches Unrechtssystem urteilt. Und tatsächlich, die DDR-Regierung verstand, was er ihr damit ins Stammbuch geschrieben hatte! Und so blieb Bischof Dibelius bis zu seinem Tod im Jahre 1967 für die DDR-Regierung der am tiefsten gehasste Kirchenführer.

Ein Artikel gegen ihn in einer überregionalen DDR-Zeitung, verfasst von einem Theologen mit voller Namensangabe, hätte natürlich einen diabolischen Triumph des SED-Regimes dargestellt. Und nicht zu vernachlässigen ist die Konsequenz, dass der Verfasser eines solchen Artikels zeitlebens erpressbar gewesen wäre.

\*\* nach 1. Mose 25, 29-34

---

\* Dr. Otto Dibelius, evangelischer Theologe und Generalsuperintendent der Kurmark, 1933 von dem nationalsozialistischen Regime seines Amtes enthoben, mehrfach inhaftiert und 1938 Mitglied der Leitungsgruppe der Bekennenden Kirche. 1945 übernahm er erneut das Amt des Generalsuperintendenten,